

Der Glaube an die Auferstehung der Toten im Kontext der Gegenwart

I. Zerfallender Auferstehungsglaube

Anfang des Jahrhunderts findet ein neues epochales Verhältnis zum Tod in Frankreich und Deutschland seinen Ausdruck in einer lyrischen Produktion, für die sich der Begriff „*Wasserleichenpoesie*“ eingebürgert hat. Die Vergeblichkeit und Verlorenheit des Großstadtlebens spiegelt sich im langsamen Zerfall der im Strome mittreibenden Wasserleiche:

„[...] Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war
Geschah es (sehr langsam), daß Gott sie allmählich vergaß
Erst ihr Gesicht, dann die Hände und zuletzt ihr Haar.
Dann war sie Aas in Flüssen mit vielem Aas.“

In Bertolt Brechts Gedicht „Vom ertrunkenen Mädchen“ aus dem Jahre 1920¹ erscheint Gott als Funktion der Schönheit des Leibes, der ästhetische Schein, der dem Leben ein wenig Glanz verleiht

Mit dem Leib verfällt auch die Bedeutung Gottes für den Menschen.

Der junge Brecht versteht sich als Kämpfer gegen den Glauben an eine Wiederkehr, damals noch im Gefolge Nietzsches, Feuerbachs: „Laßt euch nicht verführen! / Es gibt keine Wiederkehr.“ ist die Botschaft der Gedichtsammlung, aus der die einleitenden Verse entnommen sind.²

Ich bin mein Leib und mit seinem Absterben gehe auch ich. Was Brecht noch als provozierende Botschaft empfand, ist inzwischen zur Alltagsphilosophie geworden. Mit ihr geraten unsere Werte ins Wanken:

- Wie kann ich eine über den Leib und seine gesunden Funktionen hinausgehende Vorstellung von der unendlichen Würde jedes Menschen begründen?
- Welchen Sinn macht es, moralisch zu handeln, wenn ich davon für meine Lebenszeit keinen Vorteil erwarten kann.
- Totengedächtnis wird zur sentimental-nostalgischen Erinnerung daran, wie es mit dem Toten einmal war.
- Die vereinigte Religionskritik des 19. Jahrhunderts hat uns verheißen, mit der radikalen Diesseitigkeit des Menschen begänne die lust- und geistvolle Gestaltung der Lebenszeit im Maße des Schönen. Die Realität sieht anders aus:
- Wir trösten uns über unsere Banalität und Hinfälligkeit mit dem Blick auf die Banalität und Hinfälligkeit der anderen. Das ist das Funktionsgesetz der Bloßstellung von Menschen – nicht nur in Fernsehtalkshows.
- Wir versuchen der knappen Ressource Leben durch Verlängerung, Pflege und Steigerung des Daseinsgenusses möglichst viel abzupressen.

¹ Bertolt Brecht, Gedichte, S. 252.

² Ebd. S. 260.

Kant hatte die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer praktischen Notwendigkeit abgeleitet. Uns fällt es heute schwerer, davon auszugehen, daß wir unsterblich sind, weil unser Leben anders keinen Sinn machte.

Der einzige Weg, auf den wir den Glauben wiedergewinnen können, daß wir mehr sind als unser Leib in seiner Endlichkeit, ist der Weg zurück zum Anfang dieser Überzeugung, ist die Erinnerung an die Eigenart der spezifisch christlichen Hoffnung im Angesicht des sicheren Todes.

II. *Biblischer Auferstehungsglaube*

1. *Der Glaube an die Auferstehung der Toten war in der antiken und alttestamentlichen Welt nicht selbstverständlich*

Weder in der antiken noch in der biblischen Welt war der Glaube an die Auferstehung ein selbstverständlicher Bestandteil des Weltbildes.

Bei den Griechen unterschieden sich Menschen und Götter dadurch, daß diese sterblich waren, jene unsterblich. Platon und die Neuplatoniker machen die Entdeckung einer anthropologischen Spannung zum Angelpunkt ihres Denkens. Mein Denken, mein Geist greifen immerzu über die engen Grenzen hinaus, die mir mein Körper steckt. Sollte mein Geist gar auch ohne Körper leben können, möglicherweise sogar freier?

Neben diesen elitären philosophischen Gedanken war in der Spätantike aber auch das epikurische Axiom verbreitet: Der Tod geht mich nichts an. Wenn ich bin, ist der Tod nicht. Wenn der Tod ist, bin ich nicht. Als Paulus bei seiner Rede an die Athener von der Auferstehung der Toten spricht, „[...] spotteten die einen, andere aber sagten: Darüber wollen wir dich ein andermal hören.“ (Apg 17, 32)

Die Todesgrenze ist im frühen Alten Testament eine der Grenzen der Macht JHWHs: „Die Türen der Totenwelt sind dem Gott Israels verschlossen. Dies war bei anderen altorientalischen Göttern keineswegs so.“³ Neben den Lebensgöttern (Baal) gab es mächtige Totengötter. JHWH aber ist darauf festgelegt ein „*Gott der Lebenden*“ zu sein. Als solcher richtet er im Totenreich nichts aus.

Ps 88, 6: „Unter den Toten muß ich wohnen,
Erschlagenen gleich, die im Grabe liegen,
deren du nicht mehr gedenkst
und die von deiner Hilfe geschieden sind.“

Ps 30, 10: „Was nützt dir mein Blut, wenn ich begraben bin?
Kann der Staub dich preisen, deine Treue verkünden?“

Seit Jeremia und in der folgenden Exilszeit wird eine neue religiöse Erfahrung bestimmend: Gerade wenn ich JHWH und seinen Geboten folge, entfremde ich mich von den Menschen um mich herum, riskiere ich mein Lebensglück. Gleichzeitig mit

³ W. Dietrich, *Leben beiderseits der Todesgrenze. Israels Ringen um den Auferstehungsgedanken als Chance für uns*, in: PTh 76 (1987), 154-171; ders., *Grenzen göttlicher Allmacht nach dem Alten Testament*, in: ZThK 96 (1999), S. 438-457.

dieser Einsicht entsteht das Bewußtsein: Gott ist mehr als nur der Gott meiner Lebenswelt in Familie und Stadt. Er ist der grenzenlose Herr aller Welt. Auch die Todesgrenze wird für ihn überwindbar.

Dabei bleibt JHWH der „Gott des Lebens“. Das Leben ist für die exilisch-nachexilische Priesterschrift das zentrale Heilsgut, das Elohim/JHWH für sein Volk bereit hält.

Ezechiel gestaltet in poetischen Bildern das Zusammentreffen des Lebensgottes mit der Todesgrenze: Nachdem Ezechiel den Wiederaufbau des Tempels nach dem Exil und die Wiederaufnahme des Kultes beschrieben hat, beschreibt er, wie im Tempel eine Quelle entspringt (Ez 47), die von Jerusalem aus das dürre Land bewässert bis hinab in das Todestal des Toten Meeres bewässert: Der erneuerte JHWH-Kult wird zur *offensiven Lebensquelle*, die die Unausweichlichkeit naturhafter Lebensfeindlichkeit überwindet. An anderer Stelle gestaltet Ezechiel die Wiederherstellung Israels als Auferstehung seiner Toten (Ez 37): „Das ganze Haus Israel“ (Ez 37, 11) liegt hingestreckt in einem Tal. Auf das Schöpferwort Gottes treten die Gebeine wieder zusammen, bekleiden sich mit Fleisch und Sehnen und stehe auf.

Bei Ezechiel ist diese göttliche Überwindung des Todes verbunden mit einer anderen Überwindung, nämlich der von Untreue, Unverstand und Schuld:

„Wenn ich euere Gräber öffne und euch, mein Volk, aus euren Gräbern heraufhole, dann werdet ihr erkennen, daß ich JHWH bin.“ (Ez 37, 13)

Lebendig werden und JHWH erkennen gehen zusammen. Lebendigkeit lebt aus der Erkenntnis JHWHs, denn JHWH ist der Gott des Lebens.

Leben und Erkenntnis werden vermittelt durch die *rua* †, durch den Geist JHWHs. Als Inspirator des geistigen Lebens ist die *rua* † zugleich Quelle des Lebens überhaupt.

Ezechiel bezeugt eine überbordende Lebensmacht des Gottesgeistes: Gotteserkenntnis, wahres Leben und Überwindung der Todesgrenze bilden eine Einheit.

Die apokalyptische und makkabäische Literatur der hellenistischen Zeit dagegen hält die Todesgrenze lediglich noch für den Übergang in das Reich, in dem Gott unmittelbar herrscht und in dem folglich die erfahrenen Unterdrückungsverhältnisse sich umkehren: So sagt einer der sieben Märtyrerbrüder im 7. Kapitel des Makkabäerbuches zu seinem Richter:

„Unserer Brüder sind nach kurzem Leiden mit der göttlichen Zusicherung ewigen Lebens gestorben; du jedoch wirst beim Gericht Gottes die gerechte Strafe für deinen Übermut zahlen.“ (1 Makk 7, 36)

Für diejenigen, denen das Leben in der Treue zu JHWH vergällt wurde, verlor der Tod so jeden Schrecken. Der Verlust eines Lebens, dem ohnehin jede Gestaltungsmöglichkeit genommen war, wurde nicht als Qual empfunden, sondern als Anbruch der Herrschaft Gottes. Tod und Auferstehung werden gar nicht thematisiert, lediglich der Herrschaftswechsel interessiert. Er erfolgt so todsicher, daß der Apokalyptiker nur Mitleid haben kann mit seinem Peiniger.

Mit der spätalttestamentlichen Literatur sind wir an dem Punkt angelangt, an dem im Alten Testament so etwas wie eine Unsterblichkeitsüberzeugung entsteht.

2. *Wie dachte Jesus über die Auferstehung der Toten?*

Auch im Lebenskontext Jesu war die Auferstehung der Toten keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Die in der apokalyptisch-assidäischen (Pharisäer, Essener) Tradition stehenden Gruppen vertraten eine Auferstehung. Markus schildert, wie einige Sadduzäer Jesus eine sophistische Frage vorlegen (Mk 12, 18-27): Mit wem ist nach der Auferstehung eine Frau verheiratet, die nacheinander mit sieben Brüdern verheiratet war. Gott gebietet in der Tora, der überlebende Bruder möge die kinderlose Frau seines Bruders nach dessen Tod zu sich nehmen. Wenn es nun wirklich eine Auferstehung der Toten gibt, ist dieses Gebot ja wohl so etwas wie eine Lizenz zur Polygamie. Jesu Antwort zeigt daß er von einer allgemeinen Auferstehung der Toten ausgeht (Mk 12, 24-27):

„Ihr irrt euch, ihr kennt weder die Schrift noch die Macht Gottes. Wenn nämlich die Menschen auferstehen, werden sie nicht mehr heiraten, sondern sie werden sein wie die Engel im Himmel. Daß aber die Toten auferstehen, habt ihr das nicht im Buch des Mose gelesen, in der Geschichte vom Dornbusch, in der Gott zu Mose spricht: Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und der Gott Jakobs? Er ist doch nicht ein Gott von Toten, sondern von Gott der Lebenden. Ihr irrt euch sehr.“

Das entscheidende Stichwort der Antwort Jesu ist „Macht Gottes“, auf griechisch δύναμις τοῦ θεοῦ (*dýnamis thoû theoû*)- *Kraft* Gottes.

Wir verbinden mit dem Begriff der Macht eher negative Assoziationen. Das hat gute Gründe. Macht bedeutet die Möglichkeit über Menschen und Dinge nach eigenem zu verfügen. Macht impliziert so immer die Ohnmacht derer, die der Macht unterworfen sind. Macht beruht oft auf Einschüchterung und Drohung. Macht wird nicht selten gesichert durch die Fähigkeit, den anderen mit dem Tod zu bedrohen.

Gottes Macht erscheint in dem zitierten Jesuswort dagegen als eine *eigenartige* Macht. Das Charakteristikum der Macht Gottes ist, daß sie *Macht des Lebens* ist, nicht Drohung mit dem Tod. δύναμις (*dýnamis*) heißt nicht eigentlich „Macht“, sondern „Kraft“.

Von Gott als der Leben ermöglichenden, Strukturen des Todes überwindenden, erweckenden und belebenden Macht hat Jesus als Prediger, als Heiler, als politisch handelnder Mensch Zeugnis abgelegt.

Während sein pharisäisches Umfeld ängstlich auf die defensive Bewahrung des Lebens unter der Idee der *Reinheit* bedacht war, riskiert Jesus Kontaminationen mit dem Todbringenden im Bewußtsein einer Reinheit, die nicht durch äußere Vorsicht herstellbar ist (Mt 15, 15-20), die vielmehr von Gott kommt und die Klaus Berger treffend beschreibt als „offensive Reinheit“.

Gottes *offensive Reinheit*, seine Fähigkeit Menschen das *Leben zu ermöglichen*, *Behinderungen zu überwinden*, *Feindschaft zu entschärfen* und *Gewalt zu entmachten*

ist seine eigentümliche δύναμις(*dýnamis*), seine Kraft, seine Stärke, seine *Macht sui generis*. Gottes Macht macht Menschen nicht ohnmächtig, sondern setzt sie in Freiheit.

3. Jesu Tod und Auferstehung begründen die eigenartige christliche Sicht der Auferstehung der Toten (1 Thess 4, 13-17; 1 Kor 15, 1-58)

Überall, wo Menschen Macht entfalten, beruht diese Macht auf der Drohung mit empfindlichen Übeln. Das letzte Übel in der Kette der Drohungen ist immer der Tod. Die Macht gedeiht in einer Allianz mit dem Tod.

Jesus lebt aus der *Macht Gottes*, aus seiner *Kraft* (δύναμις/*dýnamis*). Die Macht Gottes ist gerade umgekehrt zu allen Erfahrungen, die wir sonst mit Macht machen: Sie ist Gottes Kraft Leben zu ermöglichen, Verkrustungen aufzuweichen, Behinderungen zu überwinden. Jesus führt in eine *Lebenskunst der Lebendigkeit und der Angstlosigkeit ein*. *Ihr Grund ist sein Leben aus der Einheit mit der Kraft Gottes*.

Die ersten Christen haben diese Eigenart Jesu in einem hymnischen Gesang so formuliert: „Gott wollte mit seiner ganzen Fülle in ihm wohnen, um durch ihn alles zu versöhnen.“ (Kol 1, 19f.). Gott erfüllte Jesus mit seiner Kraft. So macht er Jesus nicht zum Herrscher, sondern zum Diener des Friedens aller Menschen.

Im Angesicht seiner bevorstehenden Hinrichtung deutet Jesus seinen eigenen Tod in den Symbolen von Brot und Wein als Lebenshingabe für das Leben der anderen. Wie kann man diese Lebenshingabe sinnvoll deuten?

Traditionellerweise greifen Christen mit Paulus hier auf Begriffe wie „Sühne“ (ἱλαστήριον/*hilastérion*: Rö 3, 25) oder „Lösegeld“ (λύτρον/*lýtron* Mk 10, 45; Mt 20, 28). Die Begriffe schließen die falsche Vorstellung ein, Gott selber habe den Tod Jesu gefordert. Jesus stirbt nicht Um Gottes willen, sondern, weil die Mächte, die mit dem Tod als Drohmittel arbeiten, gegen ihn ihr äußerstes Mittel in Anwendung bringen: Jesus stirbt am Machtkalkül der römischen Besatzer und der Jerusalemer Oberschicht. Gegen diese realen Machthaber setzt Jesus im Angesicht des Todes sein Vertrauen in den Gott Israels. Diese Haltung des bewußt angenommen Todes ist „Sterben für die anderen“, weil es im Angesicht des Todes die Quintessenz der Botschaft Jesu für die anderen bestätigt und unterstreicht: „Fürchtet euch nicht!“ Lebt aus der Angstlosigkeit, lebt aus der Unmittelbarkeit Gottes als der Quelle des Lebens. Laßt euch nicht einschüchtern, dient nicht dem Tod in der Vielfalt der Gestalten, in denen Menschen der Angst dienen. Lebt vielmehr aus dem Wissen, daß Leben bei Gott keine rares Gut ist, um das ihr euch sorgen müßtet wie um ein Guthaben. Wo Gott wirkt, wächst aus dem kleinsten Samenkorn Überfülle. Wo Gott wirkt bedarf es keiner Knauserigkeit. Da kann alles dahingegeben werden für die eine Perle, die mehr als alles bedeutet.

Als Jesus hilflos den Mächten des Todes ausgeliefert am Kreuz hängt, versammeln sich die ewig Vorsichtigen, die Egoisten und Geizhälse und spotten: „Andere hat er gerettet, sich selbst kann er nicht retten.“ (Mk 15, 31). Der Zynismus derer, die wissen, das man länger lebt, wenn man nichts wagt, schon gar nicht für andere, siegt über den, der alles gegeben hat in der Hoffnung auf den Gott des Lebens.

Ostern ist die Behauptung: Nein, die vorsichtigen Zyniker behalten nicht recht. Der Gekreuzigte lebt. Der Widerlegte, der den Schmachttod der Dummheit und der Schuld (1

Kor 1, 23) gestorben ist, wird von Gott bestätigt. Ostern ist die revolutionäre Erfahrung der Umwertung aller Werte: Der *Gekreuzigte* ist von Gott bestätigt, von ihm zur Erscheinung gebracht, aufgenommen in seine Herrlichkeit. Welche empirischen Erfahrungen mögen diese Gewißheit erzeugt haben? Sicherlich sind die Erscheinungsberichte lediglich literarische Deutungen der ursprünglichen Ostererfahrung, nicht deren präzise Wiedergabe.

Hat es überhaupt eine empirische Ostererfahrung gegeben? Oder handelt es sich bei der Erzählung von der Auferstehung um eines jener alten Märchen, die davon erzählen, daß der Schneider den Riesen besiegt. Wir wissen ja, die Bibel hat eine Schwäche für dieses alte Lied von den frei ziehenden Sklaven, den Unfruchtbaren, deren Söhne zu Propheten werden, den Hütejungen, die zu Könige berufen sind.

Die historisch-kritische Methode führt mit Recht die Wirkungsgeschichte der Auferstehungserzählungen ins Feld: Es ist nicht anders vorstellbar als das die ersten Christen von der Auferstehung wirklich fest überzeugt waren. Anders ist kaum plausibel zu machen, welche Risiken und Entbehrungen bis hin zum Tod sie als Zeugen für Jesus auf sich nahmen.

Die Erfahrung, daß Gott seinen Boten nicht vergessen hat, als der widerlegt und erledigt im Grab lag, wird für die junge christliche Gemeinde zur entscheidenden Schlüsselerfahrung. Christsein heißt: Aus dieser Erfahrung heraus leben: Gottes Lebenskraft ist stärker als die zynischen Mächte des Todes und der Angst vor dem Tod. Darauf sich zu verlassen, in dieser Überzeugung sich bestärkt zu finden, gibt dem eigenen Leben eine ungeahnte Dynamik. Mit diesem Gott wird die schrecklichste Mauer überspringbar, die Menschen den Lebensatem abdrückt: die Mauer der Angst vor dem eigenen Tod.

III. *Umsetzungen des biblischen Auferstehungsglaubens im Leben, Denken, Hoffen und Beten der Christen*

1. *Imitatio Christi: Leben ohne Angst vor dem eigenen Tod (Leben)*

Zweimal kommentiert Jesus im Markusevangelium eine Krankenheilung mit den eigenartigen Worten „Dein Glaube hat dir geholfen.“ (Mk 5, 34; Mk 10, 52) In beiden Fällen handelt es sich um besonders penetrante Kranke, die nicht lockerlassen in ihrer Rebellion gegen Krankheit und soziales Andenrandgedrängtsein (die Blutfüssige und der blinde Bartimäus). Wie Bertolt Brecht steht Jesus „Gegen Verführung“ und fordert Menschen auf, kraftvoll ihr Leben in die Hand zu nehmen. Brechts „*carpe diem*“ verbleibt unter der Vorherrschaft des Todes. Der Tod diktiert, wie das Leben auszusehen hat, damit es sich beim Tod gelohnt haben wird. Brecht selbst sieht in dem zitierten Gedicht die Ausweglosigkeit dieses Programms: Über das Leben heißt es in dem zitierten Gedicht: „*Es wird euch nicht genügen, wenn ihr es lassen müßt.*“ Dennoch ist es für ihn das einzige, was bleibt: „*Das Leben wenig ist. Schlürft es in schnellen Zügen.*“

Jesu Lebensprogramm löst sich aus der Fasziniertheit durch die Todesgrenze: Dein *Glaube* hat dir geholfen: In der Bindung an Gott hast du deine Wünsche nicht minimiert, hast dich nicht eingerichtet als blinder Bettler mit mittlerem Bettelein-

kommen. Du hast dir deine größeren Hoffnungen nicht nehmen lassen, hast dem Tod nicht resigniert, zynisch oder abgeklärt sein Recht gelassen.

Die Auferstehungserfahrung wird zur großen Bestätigungserfahrung dieses unverschämten Lebensprogramms, von Gott alles zu erhoffen.

Christliches Leben ist in seinem Wesen *ekstatisch*. Matthäus gestaltet diesen Wesenszug des Christseins in seiner Geschichte vom Seewandel des Petrus (Mt 14,22-32): Im Blick auf Jesus steigt Petrus mitten in der Nacht (vierte Nachtwache) aus dem Boot. Der Nichtschwimmer wandelt über dem Wasser. In der umfassenden Dunkelheit kann er nirgendwo gewohnten Halt finden. Nur der Glaube trägt ihn. Aber Matthäus versteht viel von der Psychologie des Glaubens: Glaube läßt dich über Wasser schreiten in finsterner Nacht. Aber dann sieht Petrus plötzlich Wind und Wasser und alle Sicherheit ist dahin. Glaube schafft eine labile Sicherheit. Glaube gibt nicht die Festigkeit einer Asphaltstraße unter einen Füßen. Glaube ist „*just like a walk over troubled waters*“. Glaube lebt aus der *Ekstase*, aus dem *Gewagtwerden*.

Im Blick auf Jesus Christen lernen Christen ihr Leben zu wagen.

Sie machen dabei die Erfahrung, daß sie täglich mehr gewinnen als sie wagen. So lösen sie sich aus der *Fasziniertheit durch den Mangel, den Tod und die Angst und das Geld*. Sie lernen das Leben aus der Ekstase, aus der Hinwendung zur Fülle, dem Leben, der Liebe. Sie begreifen, daß Gott die Quelle eines erfüllten Lebens ist, daß das Leben Geschmack, Tiefe und Fülle bekommt, wo Menschen sich auf diese Ekstase als ihr Lebensprogramm einlassen. Es gibt keine Gewinngarantie im Glauben, aber es gibt das Zeugnis von Menschen, die uns sagen: Mein Leben ist übervoll geworden, ich bin satt geworden durch ein Leben der Hinwendung zu Gott.

Glauben ist so die Überwindung des Todes im Alltag. Steht unser ganzes Leben unter der Angst vor dem Todes, der so all unsere Sehnsüchtige, Ängste und Hoffnungen prägt, so bedeutet die Überwindung der Angst vor dem Tod in der Ekstase auf die Quelle der Lebendigkeit, im Glauben, die Überwindung des Todes im Alltag.

Von hier her begründet sich die christliche Hoffnung, daß Gottes Fülle nicht erschöpft ist, wenn mein Leben zu Ende geht. In ostkirchlichen Anastasisdarstellungen sehen wir den weißgewandeten Auferstandenen, wie er an jeder seiner beiden Hände, kraftvoll ausschreitend, sich angestrengt vorbeugend dunkle Gestalten aus dem Totenreich ans Tageslicht zieht. Die Glaubenserfahrung, daß ich mit meinem Gott Mauern überspringe (2 Sam 22, 30; Ps 18, 30), trägt auch im Angesicht des Todes.

Auch hier gilt: „Dein Glaube hat dir geholfen.“

2. *Auferstehung ist rational denkbar (Denken)*

Sein Leben auf die Hoffnung zu setzen, daß der Tod nicht das letzte Wort hat, widersprach und widerspricht jeder Erfahrung. Lukian von Samosata hat für die Todesbereitschaft der Christen seiner Zeit um 170 n. Chr. nur ein lakonisches Urteil „*Christen sind verrückt*.“

Allerdings: Das eigene Leben aufzubauen auf der Vermutung, daß der Tod das letzte Wort hat, widerspricht ebenso der Vernunft und der Moral.

Christen lernen im Vertrauen auf den im Leben erfahrbaren Gott das Risiko immer wieder neu zu wagen, auf Gott hin zu leben und auf seine Macht auch im Angesicht des Todes zu vertrauen.

Die Philosophie und die Naturwissenschaft können zu diesem Glauben nicht viel helfen. Sie können allerdings zeigen, daß ein Leben nach dem Tod grundsätzlich denkbar ist, daß ich also nicht wirklich meinen Verstand an der Kirchentür abgeben muß.

Dazu erschien es notwendig, plausibel zu machen, daß die Zerstörung des Leibes im Tod nicht notwendig gleichbedeutend ist mit der Vernichtung des Menschen. In der Erfahrung erleben wir uns als mehr als die leibliche Wirklichkeit. Seit dem Platonismus nennen wir dieses andere, dieses mehr unseren Geist oder unsere *Seele* als das Zentrum des Denkens, des Fühlens, der Spontaneität des Gedächtnisses und der Identität. All diese menschlichen Leistungen werden begleitet von meßbaren Hirnaktivitäten. Sind sie deshalb mit diesen Hirnaktivitäten identisch? Oder sind sie mit den Hirnaktivitäten lediglich simultan? Ist das, was früher „Seele“ genannt wurde, eine Funktion des Leibes und seines Stoffwechsels? Biologen wie der „Entdecker“ der DNS William Crick vertreten diese Hypothese.⁴ Aber es bleibt eine Hypothese, denn mit seinen Erkenntnismitteln kann der Empiriker die Wirklichkeit des Geistigen, unser Bewußtsein nicht vergegenständlichen. Er kann lediglich auf immer subtilerem Niveau beschreiben, welche körperlichen Vorgänge seelische Wirklichkeiten begleiten.

Die Identitätsthese der radikalen Materialisten, der Geist sei mit den materiellen Prozessen des Körpers identisch, ist aussagelogisch identisch mit Identitätsthese der radikalen Idealisten: Wenn Körper und Geist identisch sind, heißt das, daß alles Materie ist, ebensogut aber heißt es auch, daß alles Geist ist.

Diese Umkehrbarkeit der Identitätsaussage hat durchaus praktische Konsequenzen:

Menschen, die ihr Leben als identisch mit ihrem Körper interpretieren, versuchen nicht selten durch die Selbstmanipulation des Körpers durch Sport, Askese, Fitness, Sexualität ihr seelisches Erleben zu stimulieren und zu optimieren. Das Rezept geht auf den antiken Philosophen Epikur, einen entschiedenen Gegner der Unsterblichkeit, zurück. Es führt aber paradoxerweise zu einer Durchgeistigung des Leiblichen. Der absolute Materialismus schlägt um in absoluten Idealismus. Als solcher aber stößt er dann doch an die Grenzen des Leibes.

Absoluter Idealismus und absoluter Materialismus widersprechen der Erfahrung. Im Alltag erleben wir unseren Körper sehr wohl als Ausdruck unseres Bewußtseins, als Symbol dessen, was wir sind. Wir erfahren aber auch eine Widerständigkeit des Körpers gegen das Bewußtsein. Man kann zur Deutung dieser Erfahrung auf die alte Redeweise von Leib und Seele zurückgreifen.

Wo der Mensch realistisch gedeutet wird als einerseits bewußtseinsmäßig seinen Leib überschreitend, andererseits sich in seinem Leib ausdrückend, erreichen wir ein Verständnis des Menschen, daß viele Erfahrungen deutbar macht und daß zu einem angemessenen Umgang mit dem Leib beiträgt.

Wir werden dann nicht einfach sagen können, der Tod sei die Trennung der Seele von dem Leib, der ihr ohnehin nur Grenzen vorgegeben hat.

Wir werden aber auch nicht sagen können, mit dem Tod gehe notwendig alles dahin.

⁴ William Crick, Was die Seele wirklich ist, München-Zürich 1994.

Im Tod verliert der Mensch mit dem Leib seine Ausdrucksmöglichkeit.

Das menschliche Ich kann aber als Leibloses nur als eine unvollkommene, amputierte Wirklichkeit gedacht werden.

Auferstehung der Toten im christlichen Verständnis ist deshalb etwas anderes als eine bloße Unsterblichkeit der Seele.

Die Auferstehung denken Christen als ein schöpferisches Eingreifen Gottes, durch das dem Menschen ein neuer Leib geschaffen wird.

3. *Verklärung des Lebens (Hoffen)*

Unser alltägliches Leben ist geprägt durch die Erfahrung eigenartiger Widersprüche: Wir wären gerne anmutig und unserer Mitwelt aufmerksam zugewandt, unser Körper aber ist träge und schwerfällig, müde und schläfrig. Wir versuchen durch Training dieser eigenartigen Unangemessenheit unseres Körpers zu begegnen und ein Stück weit kommen wir damit voran, schließlich aber obsiegt immer wieder die Aufsässigkeit unseres Leibes, am deutlichsten da, wo der Leib vollends seinen Dienst versagt, im Tod. Die Erfahrung der Aufsässigkeit des Leibes hängt eng mit der christlichen Daseinsdeutung zusammen. Weil die Hoffnungen der Christen so unbescheiden hoch sind, wird die Inadäquatheit des eigenen Körpers um so drastischer erfahren. Wir strecken uns aus nach dem Absoluten, unser Leib aber bleibt der Erde verhaftet.

Dieser Grundwiderspruch einer Theologie des Leibes spiegelt jedoch nur einen anderen Grundwiderspruch christlichen Daseins: Wir würden gerne lieben, dennoch denken wir immer wieder zunächst an uns selber. Wir vertrauen fest auf den Gott Jesu Christi, dennoch haben wir Angst vor dem Tod. Wir wollen das Gute und tun das Böse.

Unsere Leiblichkeit erscheint wie das spöttische Bild unserer inneren Gespaltenheit.

Christliche Eschatologie bewahrt die Hoffnung, daß die innere Gespaltenheit des Menschen, die sich in der Gespaltenheit von Leib und Seele widerspiegelt, durch das Handeln Gottes in der Auferstehung überwunden wird: Aus der Zweideutigkeit von Liebe und Egoismus treten wir in der Auferstehung in die Unmittelbarkeit Gottes.

„Kein Mensch kann Gott sehen und am Leben bleiben.“ (Ex 33, 20)

Die Schau Gottes ist unvereinbar mit der Zweideutigkeit unseres Lebens. Sie fordert absolute Eindeutigkeit, vollkommene Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst und mit dem Leib als dem symbolischen Ausdruck seiner selbst.

Wenn die Auferstehung Durchgang des Menschen in die absolute Eindeutigkeit seiner Gottesbeziehung ist, dann wird in der Auferstehung der Leib wiederhergestellt in einer Art und Weise, die die alte Zweideutigkeit und Aufsässigkeit des Leibes überwindet. Der Auferstehungsleib ist das Symbol, mit dem ein Mensch, der in seinem Leben gegen Widerstände zu lieben gelernt hat, die Liebe ausdrücken kann, die er selber geworden ist.

Die christliche Tradition nennt diese Dimension der Auferstehung den „*verklärten*“ Leib.

4. Christliche Totenmemoria (Beten)

Zweideutig ist unser Leib auch deshalb, weil er an der menschlichen Schuldgeschichte partizipiert. In unsere Körperzellen ist genetisch auch das Gedächtnis der Gewalt- und Mordgeschichte der Menschheit eingeschrieben. Die Schuld einer lieblosen, gierenden, raubenden, mordenden Menschheit steckt in unserem Genen. Die Schuldgeschichte bindet unsere Menschenleiber so in einem gewissen Sinne zu *einem* Leib zusammen: Wir alle sind *ein* Menschenleib.

Das christliche Nachdenken über den freiwilligen Tod Jesu führt Paulus im Timotheusbrief zu der Einsicht: Jesus hat sein Leben hingegeben *für alle* Menschen (1 Tim 2, 6). Gegen die Universalität menschlicher Schuldgeschichte steht die Grenzenlosigkeit, mit der Gott *alle* Menschen an sich ziehen will. Der Christ hofft für sich selbst eigentlich nur dann richtig, wenn er zugleich für alle anderen mithofft.⁵

Manchmal hört man auf Beerdigungen: „Wir werden dir immer ein ehrendes Andenken bewahren.“ Manchmal sagen Menschen auch: „*Er wird immer weiterleben in unserem Andenken.*“ Ingeborg Bachmann nannte dieses Andenken „die kleine Unsterblichkeit“. Nicht wenige Menschen halten diese kleine Unsterblichkeit der Totenmemoria für eine Quelle der Humanität.⁶

Für den Verstorbenen aber sind das keine guten Aussichten, immer darauf festgenagelt zu sein, was er einmal war, hilflos den Projektionen der lieben Angehörigen ausgeliefert zu sein.

Christen *hoffen* für ihre Toten. Sie hoffen, daß sie Uneindeutigkeit, Schein und Irrung hinter sich lassen, daß die Nebel zerreißen, daß sie anschauen, was ihr Herz auf Erden wirklich bewegte.

Christen *hoffen auf Gott* für ihre Toten. So macht es auch Sinn, daß Christen ihrer Toten im Gebet gedenken. Das muß keine Gebet zu einem himmlischen Sparkassencomputer sein, der das Schuldenkonto löschen bzw. mit dem Guthabekonto verrechnen möge. So mag uns heute das traditionelle *Gebet für die armen Seelen* erscheinen.

Gebet für die Toten heißt: Meine tiefsten Hoffnungen für mich selber, für den Toten und für alle Menschen vor Gott ins Wort bringen.

Der Brauch, für die Toten zu beten, ist im Abnehmen.

Unser Wohlstand macht sich zwar auch darin bemerkbar, daß in katholischen Regionen Seelenmessen gelesen werden wie selten zuvor, Fürbittbücher zeugen davon, daß Menschen ihrer Verstorbenen gedenken.

Aber gerade eine soziologische Analyse solcher Fürbittbücher hat ergeben, daß Christen verlernt haben, das Leben ihrer Verstorbenen zu sehen in dem viel größeren Kontextes

⁵ Karl Rahner, Erfahrungen eines katholischen Theologen, in: K. Lehmann (Hg.), Vor dem Geheimnis Gottes den Menschen verstehen. Karl Rahner zum 80. Geburtstag, Freiburg 1984, S. 105-119, hier: S. 111: „Es kann aber ein sublimier, letztlich von jedem Christen geforderter Akt der Nächstenliebe sein, wenn er eigentlich nur in der Hoffnung für alle für sich selbst hofft [...].“

⁶ Skepsis in angezeigt gegenüber der Vorstellung, die „kleine Unsterblichkeit“ (I. Bachmann) des Gedenkens der Verwandten und Freunde könne Paradigma einer „Erinnerungskultur“ sein, die wirklich helfen könnte gegen den Todesschrecken (so K. Priester, Kleine Unsterblichkeit. Nur eine Erinnerungskultur macht den Tod erträglich, in: Evangelische Kommentare 32 (1999), S. 36-38)

des Lebens aller Menschen und im Angesicht Gottes.⁷ Statt dessen wird der Verstorbene lediglich als der wahrgenommen, der er eben war, oder den man nach seinem Tod am liebsten in ihm sehen würde: Ein guter Vater, ein guter Gatte, der beste Freund, mit dem man weiterhin gute Gefühle verbindet.

Wirklich christliche Totenmemoria wagt, für den Verstorbenen mehr zu erhoffen. Sie löst den Toten nicht ab von Gott, der alleine der Grund einer Hoffnung ist, die alles Erwarten übersteigt. So deutet sie den Toten immer in der Gesamtheit aller Toten und Lebenden, die Gott erlösen will.

⁷ Die Analyse von Fürbittbüchern durch den Soziologen Gerhard Schmied („Ein heiliger und frommer Gedanke!“ Gebete für Verstorbene in Fürbittbüchern und anderen schriftlichen Äußerungen, in: *Communio* 27 (1998), S. 184-192) hat ergeben: Gebete *für* Verstorbene sind selten geworden (S. 191). Nicht selten wird zum Toten gebetet (S. 186). Gedenken heißt vor allem: Erinnerung und Gedächtnis an den Toten wie er war (S. 190). Oft sind die Fürbittbücher der Versuch, die durch den Tod abgebrochene Beziehungsgeschichte mit dem Toten zu einem guten Ende zu bringen (S. 189).